

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

5. Abschnitt. Konstanz (1866/1867)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

5. Abschnitt

Konstanz (1866/1867)

Aus der modern farblosen, landschaftlichen Reizes entbehrenden Hauptstadt in das altertümliche Häusergewirr des mittelalterlichen Kostniz, an den wellenglühenden See verzaubert zu werden, bedeutete nichts geringes.

Einer hausnummerlosen Zeit entstammend, führten viele Gebäude nach schönem, altem Brauche noch eigenartige Namen, was ihren kugelfesten Mauern eine Seele einzuhauchen schien. Man brauchte sich nur vor das kalkwandbemalte Rathhaus zu stellen, so konnte man die Weltgeschichte vom stadtgründenden Konstantin dem Großen und seinen nacktschenklichen Römerkriegern zu Barbarossa und den Mailänder Friedensunterhändlern, von Hus mit seinem flammenden Scheiterhaufen bis zur hispanischen Eroberung und dem liedberühmten, heldenbeherzten Fleischermeister, ja bis zum duldsam-milden Wessenberg und zur frommen Heiligenmalerin Ellenrieder in machtvollen Löwensprüngen an sich vorübersehen sehen! —

Unser bescheidenes Leben spielte sich auf geschichtlichem Boden ab, wohnten wir doch im Hause „Zum Hohen Hafen“, in den überlieferten Gemächern, die Kaiser Sigismund in den Tagen der übelbeleumundeten Kirchenversammlung bewohnt hatte. Eine Tafel am Hause vermeldet:

Haus zum Hohen Hafen.

Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Markgrafschaft Brandenburg durch Kaiser Sigismund am 18. April 1417.

Von dieser denkwürdigen Stätte zog jener erste heldische Hohenzoller in seine wilde Nordmark, deren Schlösser von raublustigem Adel, deren Städte von armseligem Volk, deren Urwälder von Auerochsen bewohnt waren, um die sumpfige Wildnis in ährenschwellendes Kulturland umzubringen und sein redenhafte Geschlecht, das nach einem halben Jahr

tausend mit weltüberfunkelndem Kronenreife für kurze Zeit auf dem Fürstenthron jenes schmählichen, feigherzigen, wortbrecherischen Sigismund sitzen sollte, in einen finstern, rauhen Landstrich zu verpflanzen! . . .

Unser hochgegiebeltes Eckhaus schien im Alderboden versunkener Gestein schlechter zu wurzeln; im Keller waren rings an feuchten, grau-grünen Wänden alte Grabsteine von Gräften aufgestellt, und zuweilen an stillen Sonntagnachmittagen konnte der lauschende Beobachter vom Küchenfenster, das aufs Treppenhaus ging, weißgraue Matten, wie „philosophierende Peripatetiker“, die Stiegen hinauf und hinunter wandeln sehen.

Der Brunnen auf dem Platz vor dem Hause — jetzt steht eine Linde dort — sollte die Stelle sein, wo Halévy's „Jüdin“ verbrannt wurde, weshalb gewissenhafte Bühnenleitungen ihre Raumkünstler herbeschickten, um für ihre Bühnenwände getreulich Zeichnungen nach der Natur zu entwerfen. Auf diesem Platz herrschte gewöhnlich eine große Stille, nur vom Pfeifen eines Stars unterbrochen, der, vor dem Fenster des Vortenswirkers und Besatzmachers Amberger in seinem Käfige sich vergnügend, zur musikalischen Erbauung der Platzanwohner den lieben, langen Tag eintönig dieselbe Weise aus dem „Freischütz“ pffiff. Meine Mutter hatte den Nähtisch am Eckzimmerfenster in meterdicker Mauernische stehen und überschaute bei der Arbeit den stillen Platz; manchmal sagte sie beim Mittagsbrot: „Heut ist wieder den ganzen Morgen keine Seele zum Herrn Amberger in den Laden gegangen.“ Wie ich nach Jahren erzählt bekam, sei der unglückliche Besitzer des freischützfrohen Stars und des verödeten Vortengeschäfts von seinem Hausdach auf den menschenstillen Platz herabgestürzt.

Unser Wohnhaus gehörte der alten Frau Rahn, die gegenüber in der Lorenzstraße lebte, sowie deren stocktauber, an den Rechtsanwalt Luschka verheirateten Schwester, die uns zu Häupten im selben Hause mit ihrer Familie ein zurückgezogenes Dasein führte. Die gemütliche, alte Frau Luschka klagte stets: „O, meine Nerven (= Nerven), meine Nerven!“ und erzählte, daß in ihrer Jugend ein Ohrenarzt den Kopf eines Entschaupteten in einer Schüssel vor sie gestellt, ihre Ohren mit dem blutigen Haupt in magnetische Verbindung gebracht und so die abenteuerlichsten, leider vergeblichen Heil- und Rettungsversuche ihres Gehörs ins Werk gesetzt habe.

Wollte man sich abends gesellig vereinigen, brauchte man sich keine dienstbaren Geister mit Einladungskarten in die Häuser zu schicken; da

tönte gemüthlich aus allen Fenstern in treuherzigem Konstanzer Alemannisch über die Straße herüber und hinüber: „Kommet Sie au heut abend zu 'me Bierle!“ und ergänzend: „Sie krieget au Musset dazu!“ Die beiden betagten Schwestern Nahn und Luschka wußten viel merkwürdiges zu berichten und sangen ein hohes Loblied dem damals auf seiner Höhe stehenden Kaiser Napoleon III., der einst häufig als junger, blendend lebenswürdiger Prinz Louis Bonaparte vom nahen Arenenberg herüber in ihr elterliches Haus zum Abendbesuch kam; in beiden Familien gab es zahlreiche napoleonische Geschenke, kostbares Porzellan mit dem kaiserlichen Wappen, sogar die goldene, blau geschmelzte Sanduhr Napoleons I. von St. Helena, die der ritterliche, freigebige, dankbare Prinz ihnen vor Zeiten verehrt hatte. Zu den menschlich schönsten Eigenschaften des dritten Napoleons, der zur Zeit unseres Konstanzer Aufenthaltes bereits bedenklich in die Schicksalswende seines toll-abenteuerlichen Lebens getreten war, gehörte die Dankbarkeit, eine Gabe, von der die Großen der Erde sprichwörtlich wenig zu besitzen pflegen. Keiner der Familien, in denen der jugendliche, unbekannte Prinz verkehrte, hat der nachmalige, der Welt Befehle vorschreibende Kaiser bei späteren Aufenthalten in Arenenberg und Besuchen zu Konstanz je vergessen. Vielleicht wird eine künftige Geschichtsschreibung dem Gefangenen von Sedan, den selbst sein Gegner Bismarck um seines gütigen, edeln Herzens willen zu wiederholten Malen öffentlich gelobt hat, dereinst mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. —

Die Zustände am Lyzeum waren verbummelt, wogegen wir Duben nichts einzuwenden hatten. Ein allzu gutmütiger, schwacher, alter Herr war Vorstand der Anstalt; die Lehrer hatten wenig Gewalt über die Schüler und ließen sich selbst nachlässig gehen: so pflegte während des Unterrichts im Zeichnen und sogar im Singen der silberhaarige Professor Schmalholz seine Zigarre, in lange Spitze gesteckt, gemächlich zu rauchen! Die Schüler wußten die Schwäche des Schulleiters nur allzu gut auszunützen; wollte ein Lehrer einen Schüler in „Arrest“ sperren, so eilte dieser, der seine Pappenheimer kannte, schleunigst zum Schulvorstand und winkelte um Strafbefreiung, und der übergütige, greise Herr legte mit feuchten Augen ein gutes Wort bei dem strafverhängenden Lehrer für den stehenden, Zerknirschung heuchelnden Missetäter ein; der Lehrer war entwaffnet, schnelle Begnadigung des Sünders beschloß das Trauerspiel, denn einem solchen Fürsprecher gegenüber bog sich jeder Widerstand. In den Pausen pflegte fast allmorgendlich ein wahrer Höllenslärm von den Schülern verübt zu werden; wie die alten Germanen ihre Heerkönige zu

Schilder huben, setzten wir Jungen uns einander abwechselnd auf einen Lehrersstuhl und trugen in Schulterhöhe den jeweiligen Siegesfürsten unter ausgesuchtem Heidenradau durch den langen Flur des weiten Gebäudes, eines ehemaligen Klosters . . . Jeden Sommer machte das Lyzeum einen gemeinsamen Tagesausflug; bei dem einzigen, den ich mitzutun Gelegenheit hatte, ward ein Dampfboot gemietet, das uns nach Morschach führte, von wo mit der Bahn nach St. Gallen gefahren und dann der Fußmarsch nach Bögelsäck angetreten wurde; wir Bengels vergnügten uns heimlich mit dem greulichen, beliebten Rauchen von — Spanischem Rohr! Auf der Heimfahrt über den See brannte man abends auf Verdeck ein Feuerwerk ab, und die Raketen mit langen Feuerschweiften stiegen zum sommernächtlichen Sternhimmel empor.

Natürlich trieben die Jungen auch schon eifrigst hohe Staatskunst und waren alle stark österreichisch; ich hatte keinen leichten Stand als leidenschaftlicher Parteigänger für Preußen. Man setzte von Klasse zu Klasse mit wahrer Wonne die wohl aus Bregenz bezogene, abscheuliche, bildliche Darstellung vom Mordanschlage des ruchlosen Karl Blind auf Bismarck in Umlauf: der Bundeskanzler geht unter den Linden spazieren, der Mordversucher zielt nach seinem Opfer — aber rechtzeitig stürzt sich eine Teufelsfrage zwischen beide Männer und fängt mit gezacktem Fledermausflügel, beziehungsweise einer Drachenschwinge, die tausende Kugel glücklich auf! Der beschirmende Satan aber rief Bismarck zu: „Halt, du gehörst mein!“ Man befand sich trotz des kaum beendeten, für Preußen siegreichen Krieges noch so sehr im Bann Österreichs, daß eine zu Konstanz lebende, schon weißlockige Gräfin Bismarck, Witwe eines entfernten Verwandten des großen Kanzlers, die mit meiner Mutter auf Besuchsfuße stand, zu ihr sagte: „Man muß sich schämen, den Namen Bismarck zu tragen“ . . .

Die Stadt war fast durchweg katholisch; eine evangelische Kirche war erst im Bau. Die Protestanten waren gastweis in einer ans Lyzeum grenzenden alten Klosterkapelle freundlich geduldet; hier, unter Marienbildern und Wallfahrtsfahnen, wurde das Evangelium nach Martin Luthers Auslegung von der Kanzel herab verkündigt, ohne daß die beiden mumienbraunen Heiligengerippe in ihren vergoldeten Kristallsärgen auf den Seitenaltären des kleinen Gotteshauses sich vor Zorn umgedreht oder auch nur das leiseste Achselzucken der Verachtung ob der Anwesenheit der Ketzer kundgegeben hätten.

Der Kapelle benachbart am Münsterplatz lag das Theater, wo mit Vorliebe Stücke der Birch-Pfeiffer gegeben wurden.

Zu den Konstanzer Stadtberühmtheiten gehörte der Landschaftsmaler Moosbrugger, der auch außerhalb eines gewissen Rufes genoß; in jungen Jahren war er Mitglied jenes Künstlerkreises zu Rom, der sich um den greisen Thorwaldsen scharte. Mein Vater hatte bei ihm ein Bild „Konstanz mit dem Säntis dahinter“ bestellt. In seiner Junggesellenwohnung ging es höchst urständig zu; in der Malerwerkstatt sah es hagestolzenhaft vernachlässigt aus; die Stühle waren schauerhaft zerlegt und so schmutzklebrig, daß der Künstler stets ein Taschentuch von zweifelhafter Blauheit auf den Sitz breitete, wenn meine Mutter Platz nehmen sollte . . .

Zu Weihnachten 1866 erhielt ich eine treffliche, für die Jugend bearbeitete Geschichte Friedrichs des Großen; ich las sie unzählige Male, bis ich große Teile buchstäblich auswendig konnte, was mir im Geschichtsunterricht und überhaupt fürs ganze Leben zustatten kam; bis ich als Erwachsener Carlyles großartiges, sechsbändiges Werk über den hochragenden Preußenkönig — das zur Schmach der Deutschen heute noch in der Erstaussgabe von 1863 zu kaufen ist — mit Heißhunger verschlang. Auch Hauffs Märchen, vorab „Das Geisterschiff“ und „Das kalte Herz“, waren mein Lieblingslesewerk . . .

Nachts hatte es fleißig geschneit; eine herrliche Fahrenbahn war entstanden; zahlreiche Familien taten sich zu gemeinsamer Schlittenausfahrt zusammen. Unser Hausbesitzer fuhr in prächtigem, am Bug mit goldenem Adler gezierten Schlitten im Zuge mit; der Schlitten stammte von der Königin Hortense von Holland, der Mutter Napoleons III., und war ebenfalls ein Erinnerungsgeschenk des gebesigen Prinzen Louis Napoleon gewesen. Auch die Fastnachtsumzüge wurden mit Prunkentfaltung ins Werk gesetzt.

In den Winterabenden wurde viel Musik gemacht in meinem elterlichen Hause. Leutnant Heermann, ein Bruder des weltbekannten Frankfurter Geigenpielers und selbst trefflicher Cellokünstler, sowie Hauptmann Rigel, ein köstlicher Liedersänger, nebst seiner reizenden Gattin, einer Hanseatin, waren die regelmäßigen Gäste. Rigel hatte die seltsame Eigenschaft, alles im großen oder wenigstens dem Duzend nach zu kaufen; bei der Anschaffung eines Spazierstocks erstand er gleich zwölf, um den dreizehnten dreinzubekommen. In seinem Hausgang standen Kisten voll Feigen, Datteln, Zibeben, die man handvollweise sich herauslangen durfte; ein Gang zu Rigel bedeutete für uns Kinder eine Reise ins Schlaraffenland. Diese Einkaufsart schlägt nicht zum Heile des Käufers aus; als er seinen Leitgedanken auch auf Pferdeankäufe auszudehnen anhub, verarmte er und ließ die Seinigen in großer Bedürftigkeit zurück . . .

Jenseits der Rheinbrücke, in der Kaserne zu Petershausen, einem alten Kloster, lebte die Familie des Bataillonskommandeurs von Göler, die ich zuweilen abends mit der Mutter heimsuchen durfte. Auch hier spielten napoleonische Erinnerungen herein: die alte, bei Gölers wohnende Mutter der Hausherrin, eine Frau von Sttinger, war in ihrer Jugend Hofdame bei der Königin Hortense auf dem Schloßchen Arenenberg gewesen. Sie hatte diese Stellung aus eigenartiger Ursache verloren: ein Bildnismaler war in das Schloß berufen worden, um die Erbkönigin von Holland und ihre Damen zu malen. Da hatte die etwas überspannte, jugendlich eitle Hofdame gewagt, barfuß in die Gemächer der Fürstin zu treten, um dem Künstler ihren ungewöhnlich schöngebildeten Fuß zu zeigen! Darüber empört, entließ die Königin sie Knall und Fall. Im Leben der Hortense gab es übrigens ganz andere Dinge, die man mit christlichem Liebeschleier verhüllen mußte; sie hätte der jungen Eitelkeit Gnade vor Recht ergehen lassen dürfen . . . Mit den Gölerschen Kindern ward allerhand Geistesputz aufgeführt. Die Kaserne war als Gespensterherberge verrufen. Da hieß es: wer hat den Mut, allein im Dunkeln zum großen, holzgetäfelten Abtsaal zu gehen? . . . Keines der Kinder mochte dies wagen. Darauf schließlich die ganze junge Gesellschaft, ich voran, mit flackerndem Licht in der Hand, auf Zehenspitzen im Gänsemarsch hintereinander, in atemloser Spannung und voll Schauerns, in den gefürchteten Raum. Weh! irgend ein Schatten an der Wand oder sonst eine vermeintliche Erscheinung erschreckte eines von uns — das verlöschende Licht wurde zur Erde geworfen und holterdiepolter stürzte die Bande, toll übereinanderpurzelnd, in rasender Flucht durch die hallende Reihe der alten Abtsgemächer hinüber zu den Erwachsenen, die die Hasenfüße mit Spottlauge weiblich übergossen.

Übrigens stand auch unser Haus „Zum Hohen Hafen“, das mit dem anstoßenden, laubengeschmückten Kaffee Barbarossa ursprünglich einen großen Gebäudeblock gebildet haben sollte, im Geruche des Spukens. Hoffentlich war es zum mindesten der kyffhäuserverzauberte Rotbart selber, der bei uns zeitweilig sein mitternächtlich Unwesen trieb! Neben unserm Besuchzimmer befand sich ein vorhangverborgenes Seitengemach, das keinen besonderen Ausgang hatte und in Notfällen als Gastkammer dienen mußte; einst war meine Großmutter besuchsweise darin untergebracht und lag krank zu Bett, als zwei Offiziere meinen Eltern ihre Aufwartung machten; der eine fragte zum Scherz, ob es meiner Mutter nicht manchmal in dem gespensterhaften Hause graue — horch, da niese es im dunkelverhangenen Nebenraum und bestürzt starrten sich die beiden Bes

sucher an, indes meine Mutter tat, als habe sie nichts von dem verdächtigen Geräusche vernommen . . .

Wie vor Zeiten in Freiburg, war auch hier die Prozession am Fronleichnamstag eine große Begebenheit; festlich wurden die Häuser herausgeputzt, auch wir schlangen Gewinde um die stattliche Hausterrasse und hängten buntfarbige Teppiche zu den Fenstern hinaus. Dieser beliebte Haus schmuck wollte mir nie recht zusagen, weil er mich an großen Hausputz gemahnte, wobei die Teppiche zum Ausklopfen herausgehängt werden. Meine Mutter war eine duldsame Katholikin, die sogar öfters mit meinem protestantischen Vater zur Predigt ging. Obgleich Gegnerin der Unfehlbarkeitsglaubenslehre, ist sie nie zum Altkatholizismus übergetreten, da sie nicht liebte, wenn ein weibliches Wesen auf kirchlichem oder staatlichem Gebiet öffentliches Aufsehen erregte . . .

Mir Klavierunterricht zu erteilen, ward ein sanftmütiger, langhaariger Lehrer, namens Rauber, verpflichtet, und bei dieser Gelegenheit das alte Tafelklavier aus der Mädchenzeit meiner Mutter gegen ein modisches „Pianino“ vertauscht. Sie trennte sich schwer davon, haftet an doch schöne Erinnerungen an dem geliebten Klangwerkzeug, worauf sie dereinst ihrem eigenen Klaviermeister zu seinem hellen Entsetzen das geheim in aller Stille eingeübte, für den Gipfel aller Unmusik gehaltene Lannhäuservorspiel vorgespielt hatte. Meine zehnjahrlangen Klavierstunden waren ins Meer geworfenes Geld und vergendete Zeit, da mir zwar nicht die Lust an Musik, wohl aber jede Begabung zur Ausübung mangelte. Eltern sollten niemals bei ihren Kindern Musikbegabung erzwingen wollen. Mehr Vergnügen war mir, daß ich oft mit dem Vater in die freie Natur hinaus, zumal am See entlang, reiten durfte.

Die Familie eines norddeutschen Kapellmeisters Nehfeldt war vom ferneren Danzig nach Konstanz gezogen, was eine große Seltenheit damals war. Mit Albin Nehfeldt, einem aufgeweckten, flachshaarigen Jungen, schloß ich schier unzertrennliche Freundschaft. Nehfeldts wohnten auf Schweizer Gebiet, in Kreuzlingen, sozusagen einer Konstanzer Vorstadt, und viele schulfreie Nachmittage war ich draußen; wir bewunderten gemeinsam das berühmte holzgeschnitzte Leben und Sterben Christi in der Kreuzlinger Kirche, lasen viel zusammen und ergingen uns an Sonntagmorgen am schiffigen, kieselhellen Ufer des Sees, wobei die Schwester meines Freundes, ein reizendes junges Mädchen, uns begleitete. Hier brauchte ich mit meiner Preußenschwärmerei nicht hinter dem Berge zu halten, wie im Lyzeum, und fand stürmisch entgegenschlagende Herzen.

Albin sprach mir oft, wenn wir vom Leuchtturmdamme des stillen Bodenseehafens über die grünliche, wolkenpiegelnde Flut hinausspähten, von seiner heimatlichen Danziger Bucht und dem einsamen Fischerstädtchen Hela an der Ostsee. Der Name Hela tönte mir wie ein Zaubermärchen ins Ohr, wie Glockentöne von versunkenen Städten aus der Tiefe, und erweckte mir in der Seele kaum zu beschwichtigende Sehnsucht nach dem Meer, um dessen persönliches Geschaufeln ich meine jugendlichen Genossen unsäglich beneidete; sie erschienen mir deshalb fast wie Wesen höherer Art ... Albin blieb leider plötzlich in seiner Entwicklung stehen, mußte bei einem Landmanne nahe Bregenz untergebracht werden, wo er noch viele Jahre weltteilnahmslos dahinsiechte ...

Da flog, einer Bombe gleich, die Nachricht vom Tode meines Großvaters Bierordt ins Haus. Mein Vater ward dadurch in die Möglichkeit versetzt, seinen lang und sehnlich gehegten Wunsch sich zu erfüllen: ungehend reichte er das Abschiedsgesuch ein, das ihm nach wenigen Tagen bewilligt wurde, zumal er auf Ruhegehalt verzichtete. Die dienstlichen Verhältnisse waren derart unerquicklich geworden, daß er die goldene Freiheit kaum erwarten konnte. Gleichzeitig kam für das Regiment der Versetzungsbefehl nach Rastatt. Mein Vater begleitete, bereits im bürgerlichen Kleide, sein altes Regiment zu Pferd noch eine Strecke weit und nahm bewegten Abschied von seinen Kriegsgefährten, die nicht ohne Weid ihm nachblickten, als er wieder nach Konstanz in den behaglichen Ruhestand heimtrabte. Schon vor der Zurruhefegung war es ausgemachte Sache, daß er nach Karlsruhe ins eigene Heimwesen zurückkehren werde.

Bis in den Sommer blieben wir an den Bodenseegestaden, erlebten auf einer Heimfahrt von Überlingen einen abenteuerreichen Sturm, so daß das Schiff an der Mainau nicht zu landen vermochte und in der Kajüte sich Seekrankheitsauftritte wie auf einem Überseedampfer abspielten. Auch das marmorprachtige Salem nebst Heiligenberg und seinem herrlichen Rittersaal wurden an heißem Sommertag aufgesucht, und nach Arenenberg mit seinen Erinnerungen an Napoleon III. die Schritte gelenkt; wobei mir die fürstliche Sitte sonderbar vorkam, das Sterbebett gekrönter Häupter im selben ungemachten Zustande zu erhalten; das Lager der Kaisermutter Hortense war noch genau so belassen, wie sie dreißig Jahre zuvor darin gestorben war.

Unfern von Arenenberg liegt malerisch auf einem Felsen das romantische Schloßchen Salenstein, das auffallend häufig den Besitzer wechselte. Nun wurde dieser stolze Ritterstiz mit der Gesamteinrichtung meinem Vater

zum Kauf angeboten; wir gingen es einzusehen. Die Lage war herrlich, das aus lauter Altstücken bestehende Zimmergerät so kostbar und der Preis so niedrig gestellt, daß mein vorsichtiger Vater einen verborgenen Hafen argwohnte; zudem schreckte die gutherrliche Nähe des Kaisers Napoleon in Arenenberg ihn ab, sowie der Bericht von Kennern der Ortlichkeit, daß die Thurgauer Bevölkerung ihre damaligen Schloßeigentümer ziemlich zu rupfen verstehe; kurz, der Kauf zerschlug sich: wir wurden keine rittermäßigen Burgherren in der Schweiz, sondern bescheidene Pfahlbürger der badischen Hauptstadt.

Ehe wir Konstanz endgültig verließen, wurde mir ein drittes und letztes Brüderchen, Konstantin — seinem Geburtsort zu Ehren also genannt — als lebendiges Andenken an die Seestadt geschenkt. Ich freute mich aber nur mäßig über das Zurweltkommen dieses „Seehafens“, da meine Mutter vorher recht leidend war. Aus einem Hausbuche der Eltern ersehe ich, daß die damaligen Ärzte recht eigentümliche Mittel in der Behandlung angehender Wöchnerinnen anwendeten: eine Woche vor der Niederkunft bekam meine Mutter heftige Anfälle von Erbrechen, die sich zu mehrmaligen Wiederholungen steigerten; als Schutzmittel dagegen erhielt die arme Leidende — Blutegel auf die Lebergegend und Abführmittel! Und als sich am Tage vor der Geburt abermals heftige Schmerzen in den Nieren einstellten, wurden ihr gar noch — Schröpfköpfe gesetzt!! So weit war die Arzneiwissenschaft im Jahre des Heils 1867 vorgeschritten gewesen! —

Die Abreise meiner Eltern von Konstanz glich dem Siegeszug eines Künstlerpaares; ich sah hier zum ersten Male mit Bewußtsein, wie ungewöhnlich beliebt sie bei der ganzen Stadt waren. Der Wartsaal war überfüllt von Geleitgebenden aus allen Ständen der Bevölkerung, die Blumenkörbchen, Naschdosen, Bildermappen und Ähnliches zum Angebinde brachten; die Gepäckstücke des Eisenbahnabteils glichen hängenden Gärten. ... Nachts zwei Uhr gelangten wir über Basel — eine Schwarzwaldbahn gab es noch lange nicht — nach endloser, hummeliger Fahrt in die Großherzogsstadt am Landgraben; wohl selten hat sich ein Altkarlsruher Knabenherz so krampfhaft nach seinen früheren Schulfreunden und der gewohnten Umwelt zurückgesehnt, wie ich damals: seit Mastatt spähte ich begierig, förmlich entgegenzitternd, nach dem Anblick der farbigen Lampen des Karlsruher Bahnhofes, und als sie sich endlich, endlich in großstädtverkündender Zahl von ferne zeigten, da stimmerte mir es vor den Augen, gleich einer Milchstraße, von deren Sternen ein jeder eine leuchtende Hoffnung, eine goldene Erwartung zu sein schien.